

Hilfsgütersammlungen zu stoppen, wurde mit eindrucklich-abschreckenden Beispielen unterfüttert: von LKWs die tagelang umherirrten, um ihre in bester Absicht zusammengestellte Ladung loszuwerden, von Schweinefleischkonserven für muslimische Flüchtlinge, von Medikamenten, deren Beipackzettel keiner lesen kann. Und noch immer lagern in Bosnien 360 000 Tonnen unverwertbarer Medikamente. So etwas ist unbefriedigend für die Spender und eine enorme Belastung für die Helfer.

Besonders warnten die Caritas-Experten aber noch vor einer weiteren höchst problematischen Nebenwirkung falscher Hilfe und Hilfsbereitschaft: Hilfsgüter sollten wenn möglich vor Ort gekauft werden, um die einheimische Wirtschaft zu stärken, anstatt sie mit überflüssigem Hilfsgütertransfer noch weiter zu schwächen.

Um das Risiko dieser unbeabsichtigten Nebenwirkungen gutgemeinter Hilfe möglichst gering zu halten, setzt die Caritas konsequent auf Beratung und Abstimmung mit der Caritas vor Ort, mit lokalen kirchlichen Stellen. Eine größtmögliche Beteiligung der Betroffenen schafft keine Patentlösung für die Dilemmata, in die sich die Helfer zwangsläufig begeben müssen. Das Risiko unerwünschter Nebenwirkungen aber läßt sich reduzieren.

A. F.

Schön und gut

Post von Papst Johannes Paul II. für die Künstler

Man sage nicht, dem Papst gingen nach zwanzig Jahren auf dem Stuhl Petri die Ideen aus, und er begnüge sich mit der Einschärfung des bisher schon Gesagten. Hatte *Johannes Paul II.* im letzten Jahr mit seiner Enzyklika „Fides et ratio“ zur Beziehung von Theologie und

Philosophie überrascht (vgl. HK, November 1998, 548 f., Januar 1999, 12 ff.), so wurde Ende April nun ein „Brief an die Künstler“ verschickt. In dem Papier äußert sich der Papst zur spannungsgeladenen Geschichte der Kirche mit der Kunst und ruft zu einem neuerlichen Interesse füreinander auf. Signifikanterweise wurde es am selben Tag vorgestellt, an dem Johannes Paul II. eine vatikanische Ausstellung über seinen Vorgänger Paul VI. als Gegenstand zeitgenössischer Kunst eröffnet hat.

Kardinal *Paul Poupard*, Präsident des Päpstlichen Rates für die Kultur, hat bei der Vorstellung des Briefs darauf aufmerksam gemacht, daß die Kunst Johannes Paul II., der selber Theater gespielt und Dramen sowie Gedichte geschrieben hat, besonders am Herzen liege (La Croix, 23. 4. 99). Das auf den Ostersonntag dieses Jahres datierte Schreiben enthält denn auch – wie schon die Enzyklika zum Verhältnis von Glaube und Vernunft – Passagen, die deutlich die Handschrift des Papstes aus Polen erkennen lassen. Immer wieder verwendet Johannes Paul II. in seinem 45seitigen Brief eine hymnische Sprache: Schon ganz am Beginn steht das Staunen über die Werke der Kunst und das Lob auf die Schönheit, das sich dann wie ein roter Faden durch den Text zieht.

Die Künstler hätten mit ihrem Schaffen Anteil am Werk des Schöpfers, begründet der Papst seine Bewunderung und weist auf die klassisch thomistische Position hin, daß die Schönheit sichtbarer Ausdruck des Guten sei – wie das Gute die „metaphysische Voraussetzung“ der Schönheit. Dabei ist die Freude an den schönen Künsten in den Augen des Papstes kein Zeichen von Selbstgenügsamkeit, auch die Kunst bringe sehr wohl einen Nutzen für das Gemeinwohl hervor, indem sie einen Zugang zur tiefsten Wirklichkeit des Menschen und der Welt ermöglicht.

Am Ende deutet der Papst schließlich selbst an, daß es derzeit nicht zum Besten um den Dialog zwischen Kunst

und Kirche bestellt ist. Er hält aber daran fest, daß das Gespräch der Kirche mit den Künstlern in der zweitausendjährigen Geschichte des Christentums nie ganz abgerissen sei, weil die religiöse Erfahrung mit dem künstlerischen Schaffen gemeinsame Wurzeln habe.

Aus diesem Grund sei es auch möglich, heute das Gespräch wieder aufzunehmen, wozu der Papst nachhaltig ermuntert. Die Kunst habe auch da, wo sie nicht auf typisch religiöse Ausdrucksformen zurückgreife, „eine innere Nähe zur Welt des Glaubens“. Selbst durch Werke von Künstlern, die auf Distanz zur Kirche gegangen seien, könne man Zugang zur religiösen Erfahrung finden, wie diese wiederum auch „Inspirationsquelle“ der Künstler seien. Gleichermaßen gehe es darum, das Unausprechliche in bedeutungsvolle Formeln zu übertragen.

Der Papst operiert in seinem Schreiben an die Künstler aufgrund seines Begriffs von Schönheit mit einem im wesentlichen vormodernen Verständnis von Kunst und führt wie in „Fides et ratio“ die Auseinandersetzung mit der Neuzeit – nach einer breiten Darstellung des antiken und mittelalterlichen Miteinanders von Kunst und Kirche bis hin zur Renaissance – nur punktuell. In den letzten Jahrhunderten habe es zunehmend auch eine „Form von Humanismus“ gegeben, „für den die Abwesenheit Gottes und häufig der Widerstand gegen ihn charakteristisch“ war, verdeutlicht der Papst seine Skepsis. Trotzdem ergeben sich aus dem Schreiben, das von Wohlwollen geprägt ist, weiterführende Perspektiven, die „an der Schwelle des dritten Jahrtausends“ alle im Dialog von Kunst und Kirche Engagierten mit großem Interesse rezipieren und als Ermutigung für ihre Arbeit verstehen dürften – selbst wenn der Großteil der zeitgenössischen Künstler und Kunsttheoretiker das Papier vermutlich ungerührt zur Kenntnis nehmen wird.

Sicherlich ist die Bedeutung des Bilderverbots als eine dem Religiösen ge-

schuldete Inspiration der Kunst (vgl. HK, Mai 1999, 226 ff.) nur genannt und nicht im Sinne moderner Kunst entfaltet, wie auch dem Selbstverständnis moderner Künstler nicht Rechnung getragen wird. Auch bleibt der Papst Kriterien dafür schuldig, was die von ihm hervorgehobene „echte“ Kunst sei.

Zumindest aber erkennt er an, daß es in der Moderne ein erwachendes Interesse am Menschen, seiner Welt und der Geschichte gibt, das sich in den Kunstwerken visualisiert. Mit dem Argument, daß das Böse und die menschlichen Abgründe in der zeitgenössischen Kunst auch deshalb thematisiert werden, um eine allgemein menschliche Sehnsucht nach Erlösung aufzugreifen, wird ein wichtiger Brückenschlag geleistet. Und mit dem fast schon postmodern anmutenden Hinweis, daß zwar „nicht alle im eigentlichen Sinne des Wortes zu Künstlern berufen“ seien, jeder aber „aus seinem Leben gleichsam ein Kunstwerk, ein Meisterstück machen“ solle, anerkennt Johannes Paul II. die existentielle Dimension der Kunst, die sich als Bindeglied zwischen Ästhetik und Ethik anbietet.

Erfreulicherweise werden schließlich auch die Werke der Kunst – die nicht nur „ästhetische Illustrationen“ seien – im Sinne des französischen Dominikanertheologen *Marie Dominique Chenu* als ein authentisch „theologischer Ort“ der christlichen Wahrheitsfindung gewürdigt. Die literarischen und bildnerischen Kunstwerke nicht auszuwerten, würde zu kurz greifen, davon ist Johannes Paul II. überzeugt.

Der Brief an die Künstler verurteilt nicht, sondern ist in erster Linie ein Zeugnis des guten Willens auf ein neues Miteinander hin. Wie bei „Fides et ratio“ ist – anders als bei früheren vatikanischen Texten – kein vehementer Protest gegen das jüngste päpstliche Dokument zu erwarten. Diskussionen über die Thesen hingegen müßten im Interesse des Autors liegen, der den Dialog selbst so deziert einfordert. S. O.

Keck

Werbekampagne für den Priesterberuf regt zum Umdenken an

Frechheit siegt! So hoffen zumindest diejenigen, die für die Priesterausbildung im Bistum Essen verantwortlich sind. Nachdem sich die Zahlen der Neueintritte in den deutschen Priesterseminaren zuletzt auf niedrigstem Niveau eingependelt haben, hat sich der Regens des Bochumer Seminars, *Hans-Werner Thönnies*, dazu entschlossen, in die Offensive zu gehen: Als erste der deutschen Diözesen hat das Ruhrbistum eine zusammen mit der Essener Werbeagentur „BJS“ entwickelte Kampagne umgesetzt – Augsburg hat zwei Wochen später nachgezogen.

Mit selbstbewußt-kecken Sprüchen wird auf den Priestermangel aufmerksam gemacht und für den Beruf des Priesters geworben: „Wir brauchen keine frommen Jungs. Wir brauchen Priester“, heißt der Text zum Bild eines den Gepflogenheiten der Branche entsprechend stilisierten jung-dynamischen Mannes. Ebenso flapsig werden „Traumtänzer“ ausgemustert. Ein zweites Strickmuster der Anzeigen, die bisher sowohl auf Postkarten als auch auf Poster gedruckt wurden, lautet: „Wer Licht in die Welt bringen will, wird Elektriker oder Priester“ – und analog öffnen nach Überzeugung der Werbestrategen Priester wie Chirurgen die Herzen der Menschen und geben Priester ähnlich Fitness-Trainern den Menschen Kraft. Auf allen fünf Motiven dieser Serie ist das Priesterseminar als Absender und eine Telefonnummer zum Anfordern von Informationen angegeben.

Schon vor einigen Wochen ist eine ähnliche Kampagne durch die Presse gegangen: Die niederländische Kongregation „Unserer lieben Frau Mutter von der Barmherzigkeit“ in Tilburg hatte sich mit Unterstützung durch Kommunikationsprofis an die Öffentlichkeit gewandt. Der

Brüderorden, der bei einem Durchschnittsalter der Mitglieder von 70 Jahren vom Aussterben bedroht ist, suchte mit einer breit gestreuten Anzeige: „Menschen, männlich, mit einem Herz, die den Mut haben, Frater zu werden“. Zur großen Überraschung der Initiatoren der PR-Aktion haben sich mehr als hundert junge Männer beworben. Natürlich dürfte von jenen – nach einer Konfrontation mit der Realität des Ordenslebens sowie nach einer nüchternen Prüfung der Kandidaten – im besten Fall ein kleiner Bruchteil übrigbleiben. Einen Imagegewinn haben die Fratres allerdings allemal verbucht.

Ähnliches gilt für die Essener Werbekampagne, die im unmittelbaren Vorfeld des Weltgebetstags der geistlichen Berufe Ende April vorgestellt, bisher freilich noch nicht breit plakatiert wurde. Keiner sollte sich realistischereise einen quantitativ meßbaren Erfolg von der Aktion versprechen – zumindest ist es abwegig, davon auszugehen, daß jemand aufgrund von Plakatwerbung eine Lebensentscheidung solchen Ausmaßes trifft.

Es wäre allerdings – und darauf kommt es den Verantwortlichen an – schon viel gewonnen, wenn es mit Hilfe der Postkarten, Poster und Plakate gelänge, in Fragen der Berufungspastoral einen Klimawechsel weg von der depressiven Stimmung zu forcieren. Faktum ist: Vom gesellschaftlichen Prestige, auf das der angehende „Herr Pfarrer“ einst vielleicht bauen konnte, ist in den meisten Regionen nicht mehr viel übrig. Für eine Berufung muß man sich eher rechtfertigen, als daß einem – oft nicht einmal mehr in der Kerngemeinde – mit einer gewissen Selbstverständlichkeit Anerkennung entgegengebracht würde.

Auch *Rainer Birkenmaier*, Leiter des Informationszentrums Berufe der Kirche der Deutschen Bischofskonferenz, sieht das Ziel der Kommunikationsoffensive vor allen Dingen in einer Sensibilisierung innerhalb der Kirche und einem Umdenkungsprozeß in den Gemeinden, auf daß der Priesterberuf nicht